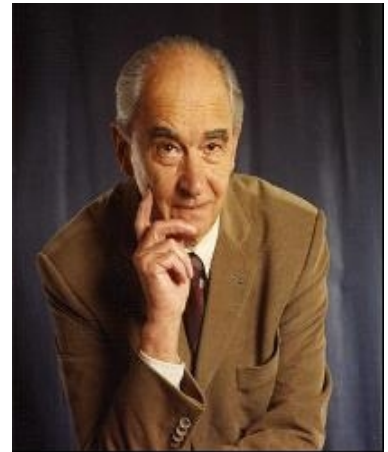


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Fuchs, in welches Umfeld wurden Sie hineingeboren?

Ich bin in Österreich geboren, in Wien, und komme aus einer Familie mit vier Kindern. Mein Vater war am Ende seines Lebens Verleger, vorher war er Pädagoge. Er hat uns, vielleicht weil er Pädagoge war, schon früh zur Selbstständigkeit erzogen. Das sollte für mein künftiges Leben von großer Bedeutung werden. Das zweite ist, dass mein Vater auch schriftstellerisch tätig war. Er hat mehrere Bücher geschrieben und legte großen Wert darauf, dass seine Kinder Zugang zur Literatur bekamen, oder besser: zum gesamten künstlerischen Bereich. Meine Jugend verbrachte ich in verschiedenen Stadtteilen von Wien. Die frühe Jugend eher am Stadtrand, das hing mit der beruflichen Tätigkeit meines Vaters zusammen. Wir sind sehr oft umgezogen, haben selten länger als ein oder zwei Jahre in einer Wohnung gelebt. Meine letzte Adresse war dann in der Wiener Innenstadt, im ersten Bezirk, direkt im Zentrum.

Als Volksschüler ging ich in eine Schule, die eine Praktikumsschule für ein Lehrerseminar der katholischen Kirche war - damals eine Art Eliteschule. Dort war mein Vater tätig. Ich war dort drei Jahre, dann sind wir weggezogen, weil mein Vater eine andere Stellung annahm.



In welchem Jahr war das?

Ich bin 1928 geboren und wurde 1935 eingeschult. Ich bin dann bis 1938 in diese Praktikumsschule gegangen, danach in eine öffentliche Volksschule. In den drei Jahren in der Praktikumsschule hatte ich einen erheblichen Wissensvorsprung gegenüber der öffentlichen Schule erhalten.

Was waren Ihre Lieblingsfächer, Ihre besonderen Interessen in der Schule?

In der Volksschule hatte ich noch keine Lieblingsfächer. Danach ging ich aufs Gymnasium, im Stadtzentrum von Wien. Eines der Fächer, in denen ich besonders gut war und das mir auch großen Spaß machte, war Deutsch. Ich konnte sehr gut Aufsätze schreiben und Gedichte rezitieren und ich kannte praktisch die ganze Literatur, die wir in der Schule besprochen haben, schon von meinem Elternhaus her – auch durch die vielen Theateraufführungen, die ich gesehen hatte. Unsere Eltern nahmen uns, als ich sechs Jahre alt war, das erste Mal ins Burgtheater mit, natürlich zu einer Kindervorstellung, und zwar zu »Peterchens Mondfahrt«.

Ich hatte aber auch Interessen in Richtung Biologie. Ich sammelte damals Pflanzen, legte Herbarien an. Ich besaß alle möglichen Bestimmungsbücher und wenn wir, was damals üblich war, in den Sommerferien aufs Land fuhren, konnte ich dort eifrig Pflanzen und Tiere bestimmen. Außerdem beschäftigten mich die naturwissenschaftlichen Fächer, vor allem Chemie und Physik. Für die Chemie hatte ich sogar ein kleines Labor zuhause und machte damit viele Experimente. Physik interessierte mich insofern, als dass ich alle möglichen Konstruktionen von Lichtanlagen ausprobierte. Allerdings wurden diese Interessen dann durch den Krieg sehr stark beeinträchtigt. Das hat dann alles aufgehört, das konnte man nicht mehr machen.

Hat sich in der Schulzeit schon Ihr Interesse an anderen Ländern und anderen Kulturen entwickelt?

Ja, auf dem Gymnasium, etwa im vierten oder fünften Schuljahr. In der Bibliothek der Schule gab es eine Reihe von Büchern, die ich mit viel Interesse gelesen habe – zum Beispiel über Neuguinea. Später schenkten mir meine Eltern zu irgendeinem Geburtstag die Bücher von Sven Hedin. Und zwar die bekannten Werke »Von Pol zu Pol« und »Der wandernde See«. Diese Bücher haben mich sehr stark beeindruckt.

Was war es, was Sie daran beeindruckte?

Die fremden Länder, die fremden Kulturen. Entscheidend für mein Interesse war eigentlich immer die Lebensweise der

Menschen und ihre kulturellen Einrichtungen.

Fanden Sie in der Schule Lehrer, die Ihr Interesse förderten? Sie gingen ja in der nationalsozialistischen Zeit zur Schule und als Nachgeborener stellt man sich diese Jahre sehr entgegen dieser Interessen vor.

Also in der Schule habe ich eigentlich in der Richtung gar nichts bemerkt. Das fiel ja, wenn solche Dinge überhaupt zur Sprache kamen, in das Gebiet der Geographie. Und der Geographieunterricht beschränkte sich im Wesentlichen auf die physische Geographie. Da wurde zwar die ganze Welt gezeigt, aber über die Menschen, die da leben, haben wir eigentlich gar nichts gehört. Wenn ich zurückdenke, ist damals bei mir der Wunsch entstanden, selber einmal die Welt zu bereisen. Das war ein sehr starker Wunsch. Der Kontinent, der mich sofort ansprach, war Afrika.

In den Bänden von Hedins »Von Pol zu Pol« gibt es einige Kapitel über Afrika. Die haben mich sofort und am meisten interessiert; zum Beispiel ein Kapitel über den Sudan und dessen Geschichte, auch über die britischen Expeditionen dorthin. Diese Region fand ich außerordentlich interessant und ich bin später auch in diesen Ländern gewesen, habe Exkursionen von meinen Reiserouten gemacht, um das auch einmal selber zu sehen.

Sie hatten ja ein breites Interesse, von der Botanik über die Zoologie bis zu den Naturwissenschaften. Wie kam es, dass Sie dann Völkerkunde studierten?

Meine Gymnasialzeit war überschattet vom Krieg. Ich habe dann 1947 meine Reifeprüfung abgelegt. Eigentlich mit Verspätung, weil das in das Kriegsende hineinfiel. Etwa ein Jahr lang ging ich überhaupt nicht zur Schule. Damals war unsere Familie aufs Land geschickt worden, wegen der Luftangriffe. Dort habe ich praktisch extern Schule gehabt, indem ich selber gelernt habe und auch Latein übte, beim örtlichen Pfarrer. Ich bin nur nach Wien gefahren, um dort Prüfungen abzulegen. Das war alles sehr lückenhaft. Ich war auch noch bei der Wehrmacht, wurde mit gerade sechzehn Jahren noch eingezogen und war ungefähr ein halbes Jahr bei der Luftabwehr. Aber nicht als Luftwaffenhelfer, sondern als regulärer Soldat. Ich habe auch den Einmarsch der Russen nach Wien erlebt. Ich schlug mich damals ziemlich abenteuerlich durch.

Nach dem Krieg hat mein Vater, der auch im Krieg war und vorher in der Verlagsbranche gearbeitet hatte, in der Stunde des totalen Zusammenbruches einen Verlag gegründet. So kam es, dass ich nach meiner Reifeprüfung eine Verlagslehre anfang. Es war eigentlich so gedacht, dass ich auch einmal Verleger werden würde. Deshalb belegte ich zuerst Germanistik und Anglistik an der Wiener Universität. Ich habe diese beiden Fächer aber nur ein Semester lang gemacht und war auch kaum in den Vorlesungen und Seminaren anwesend. Ich bemerkte, dass das absolut kein Studium für mich ist. Die Anglistik war mehr oder weniger eine akademische Sprachausbildung. Englisch konnte ich ja ohnehin schon, wir hatten acht Jahre Englisch in der Schule. Bei der Germanistik hat mich erschüttert, was da mit der Literatur gemacht wurde. Diese Analyse von literarischen Werken, die ich schon alle kannte, die ich auch sehr schätzte – aber die Art und Weise, wie da jedes Wort umgedreht wurde, das fand ich einfach deprimierend! Daher wollte ich die Germanistik nicht weitermachen.

In dieser Zeit lernte ich einen jungen Mann in meiner Altersgruppe kennen, sein Name war Walter Dostal. Er erzählte mir, dass er Völkerkunde studiere. Wir haben uns angefreundet - er ist inzwischen ein berühmter Professor der Ethnologie - und uns viel unterhalten, haben auch oft Bergtouren miteinander gemacht. Er sagte, ich solle doch einmal zu den Völkerkundlern kommen. Also bin ich da hingegangen, in das damals winzige Institut in Wien. Und bin dann auch geblieben.

Wie kann man sich das damalige Institut vorstellen?

Räumlich sehr klein. Es befand sich in der Reitschulgasse, in einem alten Gebäude. Ein winziger Hörsaal, wenig Studierende. Die Bibliothek war jedoch ganz beachtlich. Es waren vielleicht zehn oder zwölf Personen in den Vorlesungen und Seminaren, fast nur Männer. Ich kann mich nur an zwei Frauen erinnern, die zeitweise am Institut studierten. Das Lehrpersonal bestand praktisch nur aus dem Ordinarius Koppers und seinem Assistenten Haekel. Die Ausstattung war wirklich minimal.

Ich habe mich dann auch umgesehen in der Nationalbibliothek, außerdem gibt es in Wien das große Museum für Völkerkunde – das ist eines der bedeutendsten Museen auf dem Gebiet. Da war die Atmosphäre sehr viel großzügiger. Wir konnten da als Studenten der Völkerkunde immer hingehen und hatten dort auch Seminare und Praktika. Ich war vorher nie in diesem Museum gewesen. Ich wusste überhaupt nicht, dass es ein Fach namens Völkerkunde gibt. Ich dachte immer, dass die Thematik der fremden Kulturen mehr ein Teil der Geographie ist. Na ja, das war interessant für mich und ich dachte, mit diesem Fach kann ich eigentlich nichts falsch machen, egal was ich später noch machen würde.

Es gab also noch nicht die Zielsetzung, dass daraus später ein Beruf entstehen könnte?

Interview vom 31.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch P. Fuchs am 29.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Erst einmal noch nicht. Sagen wir so, ich war eher darauf ausgerichtet, verschiedene Dinge zu erproben. Ich habe alles Mögliche gemacht, nicht nur die Verlagslehre. Ich interessierte mich auch für Theater, habe einmal ein Regiepraktikum am Wiener Burgtheater gemacht. Das war eine tolle Erfahrung! Dann habe ich mich für Film interessiert und kam über einen Studienkollegen in Verbindung mit einem etwa gleichaltrigen Mann, der experimentelle Filme machte. Sein Name ist Herbert Vesely, er wurde ein Pionier des künstlerischen Experimentalfilms. Ich hatte eine 8mm-Kamera, damit machte ich schon mal Filmaufnahmen und fand das ganz schön. Dann habe ich mir eine 16mm-Kamera angeschafft und besagter Filmemacher kam auf mich zu, denn er suchte einen Kameramann. Das war alles nicht so einfach in der Nachkriegszeit: Eine Filmkamera war schwierig zu bekommen und Filmmaterial war ein Problem, weil man dafür einen Bezugschein brauchte. Ich drehte mit Vesely zwei Filme als Kameramann und fand die Arbeit außerordentlich interessant. Ich bemühte mich auch um ein Praktikum bei einem professionellen Kameramann, doch das hat leider nicht geklappt, da ich die Kriterien nicht erfüllte. Aber ich fand dann einen anderen, etwas obskuren Filmproduzenten, der einen Film für Südamerika drehte, über eine Gruppe, die damals in verschiedenen Städten auftrat: Vier Frauen, die Ringkämpfe ausfochten. So absolvierte ich doch noch mein professionelles Filmpraktikum. Das Studium der Ethnologie ging jedoch weiter und parallel dazu machte ich die Verlagsarbeit, die mich aber auf Dauer nicht befriedigte. Dann kam der Plan, also das Studium allein bringt es nicht, du musst nach Afrika!

Darf ich noch mal einen Schritt zurückgehen zu Ihren Lehrern Koppers und Haeckel - wie würden Sie die beiden Personen aus der Sicht des Studierenden charakterisieren?

Koppers war ein Mitglied des katholischen Missionsordens SVD, dem auch Wilhelm Schmidt angehörte. In seinen Lehrveranstaltungen vertrat Koppers ausschließlich die Theorien der Kulturkreislehre. Sein damaliger Assistent Haeckel war eigentlich derjenige, der die Ethnologie abdeckte, soweit sie nicht von Herrn Koppers gemacht wurde. Haeckel trug auch andere Ansätze vor. Er hat regional orientierte Vorlesungen gemacht, obwohl er ja selber nie außerhalb von Europa war. Herr Koppers war dagegen mit Herrn Gusinde bei den Feuerlandindianern und während des Krieges in Indien auf einer Missionsstation bei den Bhil. Davon hat er auch in den Seminaren berichtet. Darüber hinaus habe ich von Koppers nur sehr wenig gelernt.

Wie war Koppers im Auftreten?

Koppers war ein sehr stiller Mensch, meines Erachtens nicht sehr kommunikationsfreudig. Seine Vorlesungen waren didaktisch eine Katastrophe. Ich erinnere mich an ein Literaturseminar, wo er bei seinem eigenen Vortrag eingeschlafen ist. Er sprach oft mit geschlossenen Augen und außerordentlich monoton. Für seine Zuhörer war das sehr ermüdend. An einem heißen Tag sprach er über ein Buch, das er in der Hand hielt, und plötzlich kam nichts mehr und wir, die wir bei Herrn Koppers nie sehr aufmerksam waren, wurden plötzlich hellwach und sahen, dass er eingesnickt war. Er war ja nicht mehr der Jüngste. Und nach kurzer Zeit hat's ihm einen Ruck gegeben und er ist wieder aufgewacht und wir haben uns herzlich darüber amüsiert.

Herr Haeckel war sicherlich anders?

Ja, völlig anders. Er war sehr aufgeschlossen, aktiv, war ein guter Hochschullehrer. Auch didaktisch, in seinem Vortrag, so dass man wirklich gerne gefolgt ist. Später kam noch Herr Heine-Geldern dazu, auch er war ein exzellenter Hochschullehrer.

In welcher Hinsicht?

Er hatte einen phantastischen Vortrag. Seine Vorlesungen waren didaktisch gut vorbereitet, auch mit Bildmaterial und so weiter. Es ging dabei um transpazifische Beziehungen, das war ungeheuer spannend. Es kamen auch oft Studierende aus anderen Fächern, um sich seine Vorlesungen anzuhören.

Wie kam es, dass Heine-Geldern nach Wien berufen wurde?

Heine-Geldern war von jüdischer Herkunft. Nachdem die nationalsozialistischen Deutschen in Österreich einmarschiert waren, wurden alle jüdischen Professoren - ich weiß nicht, ob er damals schon Professor war oder Dozent - abgesetzt und Heine Geldern ging nach Amerika. Nach dem Krieg kam er zurück und bekam sofort seine Professur oder was er vorher hatte, wieder.

Wer waren ihre Kommilitonen?

Einer meiner Kommilitonen war der bereits erwähnte Walter Dostal. Er wurde in der Nachfolge von Koppers und Haekel Ordinarius der Wiener Ethnologie. Engen Kontakt hatte ich zudem mit Andreas Kronenberg, der auch an meiner ersten Afrikareise beteiligt war. Er wurde später Professor in Frankfurt am Main. Dann gab es Hans Mannndorff, er wurde Direktor des Museums für Völkerkunde in Wien. Außerdem erinnere ich mich an Herbert Melichar, der Japanologie studierte und schließlich nach Japan ging. Als einzige Frau blieb Lotte Schomerus-Gernböck in der Ethnologie. Gegen Ende meines Studiums kamen Walter Raunig und Herrmann Jungraithmayr an das Wiener Institut. Raunig wurde später Direktor des Museums für Völkerkunde in München. Jungraithmayr wurde ein Pionier der Erforschung der Sprachen Zentralafrikas und war als Professor an den Universitäten in Frankfurt und Marburg tätig. Es gab natürlich auch noch andere Kommilitonen, deren Namen ich jedoch vergessen habe, weil sie nicht in der Ethnologie geblieben sind.

Haben Sie schon während des Studiums an Tagungen der DGV teilgenommen?

Ich habe 1952, als ich das erste Mal aus Afrika zurückkam, am ICAES-Kongress teilgenommen. Er fand damals in Wien statt. Das war eine riesige Veranstaltung, denn nach Wien kamen sie alle gerne. Ich hielt da auch mein erstes Referat auf einem Kongress, über das Mutterrecht der Tuareg. Ich weiß auch noch, dass in dem Vortrag Evans-Pritchard saß, das hat mich sehr gefreut. Er war mir natürlich aus der Literatur ein Begriff. Auch Herr Jensen, damals Direktor des Frobenius-Instituts, war anwesend und hat sehr wohlwollend kommentiert. Er erzählte mir, einer seiner Schüler wäre grad in Äthiopien. Das war Herr Haberland, den ich damals allerdings noch nicht kannte.

Hatten Sie sich im Studium auch mit Ausrichtungen befasst, die nicht in Koppers Kulturkreislehre fielen?

Ich hatte natürlich schon vieles gelesen, was in den Vorlesungen nicht vorkam und mir so ein breites Spektrum, das über die Kulturkreislehre hinausgeht, erarbeitet – beispielsweise die englische Sozial-Anthropologie. Nun muss ich dazu sagen, dass zu der Zeit die Bibliothek des Institutes in Wien sehr schlecht ausgestattet war. Da lag ja die ganze Nazi-Zeit dazwischen, da lag der Krieg dazwischen und so bekam die Bibliothek zehn Jahre lang praktisch keine internationale Literatur. Auch in der Nachkriegszeit war das außerordentlich schwierig. Man musste die Bücher aus dem Ausland mit entsprechenden Devisen bezahlen. Das ging nur, wenn man dafür die Bewilligung der österreichischen Nationalbank hatte, die dann überprüfte, ob das im Interesse des Landes war. Es war also sehr schwierig mit ausländischer Literatur, und die Literatur, die damals zur Verfügung stand, war praktisch die Literatur bis 1938. Danach war nichts mehr. Das heißt, das stimmt nicht ganz, vorhanden war selbstverständlich die deutsche Literatur, Baumann und Bernatzik, alle Leipziger – das war da.

Haben Sie Schmidt persönlich kennen gelernt?

Ja, Schmidt habe ich kennen gelernt. Er hat bei besagtem internationalem Kongress den Festvortrag gehalten. Er sprach, wenn ich mich recht erinnere, über die Perspektiven der Ethnologie. Dabei vertrat er nicht seine Kulturkreistheorie, sondern der Tenor ging in die Richtung, dass in den außereuropäischen Ländern zunehmend einheimische Ethnologen die europäische Ethnologie ablösen würden. Schmidt war immer präsent, zum Studium gehörte das Lesen und Referieren aller seiner wichtigen Werke. Ich bin wahrscheinlich einer der wenigen, der »Der Ursprung der Gottesidee«¹ auch gelesen hat, die zwölf Bände. Das wurde auch beim Rigorosum gefragt. Das Rigorosum machte ich bei Koppers und bei Heine-Geldern, es ging dabei hauptsächlich um Theorien von Schmidt. Er hatte damals eine neue Theorie über das Mutterrecht publiziert² und die hatte ich natürlich gelesen, weil ich vermutete, dass ich dazu gefragt würde.

Es stimmt also, wie es in der Literatur auch oft dargestellt wird, dass Koppers eigentlich der „Aktenträger“ von Schmidt gewesen ist?

Ja, das kann man in gewisser Weise so sagen. Ich würde sagen, er war sein Nachfolger, sein Epigone in gewisser Weise, weil er hauptsächlich die Ideen von Schmidt weiter verfolgt und ausgebaut hat.

Es gab aber auch Haekel und Heine-Geldern mit ihrer recht breiten intellektuellen Ausrichtung, die diesem Dogmatismus von Koppers entgegen stand. Wie hat sich das manifestiert im Leben des Institutes?

¹ Wilhelm Schmidt: Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie. 1–12, Aschendorff, Münster, 1912–1955.

² Wilhelm Schmidt: Das Mutterrecht. Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel, Wien-Mödling, 1955.

Es war, so glaube ich, kein Problem, weil Koppers rein menschlich betrachtet, sehr tolerant war. Haekel genau so, er war ein ganz friedfertiger Mensch. Heine-Geldern hat sich eigentlich in die Agenda des Institutes kaum eingemischt, wenn ich mich recht erinnere. Er war vielleicht sogar ein bisschen mehr interessiert an dem Völkerkunde-Museum, weil er da die Gegenstände fand, die ihm seine transpazifischen Theorien belegen konnten. Er hat uns auch in den Vorlesungen oft Objekte gezeigt - aus China oder Indonesien und von der Nordwestküste Amerikas - und auf ihre Ähnlichkeiten verwiesen. Das war ja seine Theorie. Dann gab es eine sehr einflussreiche Institutssekretärin, die auch Ethnologin war: Frau Anna Hohenwart. Sie organisierte alles Praktische.

Sie erwähnten, dass Sie das Gefühl hatten, raus zu müssen und sich den Leuten auszusetzen, über die immer geredet und gelehrt wurde. Wie kam es, dass Sie noch während des Studiums nach Afrika gingen?

Es kam bei mir der Punkt, an dem ich der Meinung war, am Institut nichts mehr lernen zu können. Ich musste das entweder abschließen und aussteigen – oder ich musste einfach mal nach Afrika gehen und sehen, wie das wirklich ist. So kam der Plan, zu den Tuareg in die zentrale Sahara zu reisen. Die Sahara hat mich schon immer sehr interessiert und die Tuareg haben mich noch besonders interessiert, da hatte ich auch eine ganze Menge drüber gelesen. Anfang 1952 bin ich dann abgereist. Aber die Vorbereitung begann lange vorher. Ich habe bestimmt anderthalb oder zwei Jahre darauf hingearbeitet. Ich musste das erstens einmal finanzieren. Es gab in Österreich überhaupt keine Möglichkeit, für so etwas irgendwelche Gelder zu erhalten. Außerdem war Nachkriegszeit, es war beispielsweise sehr schwierig, Filmmaterial zu bekommen. Dann musste man auch von den Franzosen die Genehmigung bekommen, denn das war ja Kolonialgebiet, Algerien. Es gab also eine ganze Menge von Schwierigkeiten und darüber hinaus war es ein großes Problem, irgendwelche Informationen über Algerien zu bekommen, etwa über Reisemöglichkeiten und Transportmittel. Es gab in Wien absolut nichts auf diesem Gebiet. Da gab es zwar Reiseführer, aber die waren total veraltet, stammten aus der Vorkriegszeit. Und es gab, für mich zumindest, keine Möglichkeit, an französische Literatur heranzukommen. In Frankreich hätte ich natürlich Vieles gefunden. Aber einfach so nach Paris oder nach Frankreich zu reisen und da in die Buchhandlung zu gehen und sich alles zu besorgen, was man braucht – das war jenseits aller Möglichkeiten! Zum einen kostete das zu viel Geld, zum anderen erhielt man kein französisches Geld. Eine Reise nach Paris war also völlig ausgeschlossen.

So war ich also schon sehr verunsichert, wie man das angehen sollte und wie so etwas überhaupt verlaufen kann. Aber ich war auch sehr viel jünger, ziemlich unternehmungslustig und hatte auch schon Geld gesammelt, um wenigstens einen Grundstock zu haben. Dabei kam mir meine Tätigkeit im Verlagswesen zugute, und auch die Situation nach dem Krieg. Es gab viele Waren, die Mangel waren und mit denen man, wenn man Zugang dazu hatte, viel Geld verdienen konnte. Ich hatte zwei solcher Waren in meinem Bereich, nämlich Druckpapier und Kartonagen, die für die Buchbinderei gebraucht wurden. Und ich kannte Druckereien und Buchbinder, um deren Überschüsse ich wusste. Die kriegten damals Bezugsscheine für Papier, aber oft haben sie die eingekauften Mengen gar nicht verwendet. Manche hatten sogar noch ungenutzte Lager aus der Kriegs- oder Vorkriegszeit. Dann hatte ich, wiederum durch die Verlagsverbindungen, einen Draht zu jemandem, der Import und Export von Büchern betrieb, zwischen Deutschland und Österreich. Bei dem bekam ich mit, dass er auch andere Waren in seinem Repertoire hatte und dass er dringend Papier und Pappe suchte. Da habe ich mit ihm ein paar Geschäfte gemacht und hatte dann schon einiges beisammen.

Ende 1951 beschloss ich: Jetzt fahre ich. Ich wollte jedoch nicht allein fahren. Erstens dachte ich, wenn ich allein fahre, werde ich beklaut oder sogar überfallen. Ich wusste ja absolut nicht, wie das da alles läuft. Da sagte mein Studienkollege Andreas Kronenberg, dass er gerne mitfahren würde. Ich überlegte: Die Tuareg sind matrilinear, sie praktizieren das Mutterrecht – da wäre es nicht schlecht, wenn wir eine Frau dabei hätten, um mit ihnen in guten Kontakt zu kommen. So fuhr meine damalige Freundin Edith mit, die zwar keine Ethnologin war, jedoch sehr unternehmungslustig. So sind wir zu dritt gestartet; erst einmal per Zug von Wien bis nach Marseille. Dort wollten wir dann sehen, wie wir weiterkommen. Die Ausrüstung bekam ich zum Teil von Firmen geschenkt. Ein Zelt bekam ich von einer Zeltfabrik, von einer anderen Firma bekam ich Rucksäcke; von der Firma Swarovski, die damals noch wenig bekannt war und heute eine Weltfirma ist, bekam ich ein Fernglas. Die Kodakvertretung in Wien verkaufte mir Filmmaterial, ich konnte sogar ausnahmsweise drei Farbfilme erstehen. Das waren die ersten Farbfilme, die ich in der Hand hatte. Wir waren so jung und so optimistisch – man kann auch sagen unbedacht, denn wir hatten zwar an vieles gedacht, aber Medikamente hatten wir beispielsweise keine dabei. Aber das war nicht so tragisch, da die Sahara kein Malariagebiet ist. Wir benötigten aber eine Reihe von Impfungen - gegen Typhus und Cholera - und die haben wir natürlich auch gemacht, sonst hätten wir kein Visum erhalten.

So fuhren wir nach Marseille und schon allein diese Bahnfahrt war für uns drei eine Offenbarung, weil keiner von uns jemals das Meer oder im Freien wachsende Palmen gesehen hatte. Das war für uns schon ein ungeheures Erlebnis! Daran sah man, was wir eigentlich für Provinzler waren! In Marseille suchten wir dann ein Schiff, das nach Algier fuhr. Wir buchten natürlich den billigsten Tarif. Wir mussten zwei oder drei Tage warten und schauten uns die Stadt und das ganze Hafenviertel an. Das hat mich sehr beeindruckt, vor allem die vielen Nordafrikaner! Als wir sahen, wie sie auf den Schiffen aus Algerien ankamen, mit ihren Turbanen und ihren Gewändern, mit der ganzen Exotik, die sie

Interview vom 31.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch P. Fuchs am 29.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

verströmten – das war für uns eine so andere Welt! Das war einerseits aufregend und andererseits schockierend. Wir bekamen Bedenken, ob wir dort wirklich hin wollten. Aber wir hatten schon unsere Tickets gebucht und fuhren los. In Algier wussten wir nicht, wo wir unterkommen könnten. Am Zoll fragten uns dann die französischen Beamten, in welchem Hotel wir logieren würden. Wir sagten, wir wüssten kein Hotel. Einer der Zöllner sagte, wir sollten doch in die »Auberge de la Jeunesse« gehen. Wir sind gar nicht auf die Idee gekommen, dass es in Algier eine Jugendherberge geben könnte!

Wussten Sie denn schon genau, in welche Gegend der Sahara Sie reisen wollten?

Ja, wir kannten die Route aus dem Atlas. Wir wussten, wenn man ins Hoggar-Gebirge will, gibt es eine Straße oder Piste in Richtung Süden. Welche Verkehrsmittel wir dann nutzen würden, wussten wir nicht. Wir erfuhren, dass bis nach Djelfa - das ist eigentlich schon in der Sahara bzw. eine große Oase am Rand der Sahara - eine Schmalspurbahn fährt. In Djelfa war die Bahn zu Ende, aber von dort ging ein Bus weiter nach Ghardaia. Diese Transportmittel kosteten alle sehr wenig, weil damit auch die Algerier reisen mussten. Sie hatten auch nicht viel Geld. Ghardaia ist eine große Oase, ungeheuer interessant für uns und architektonisch traumhaft. Aber von Ghardaia gab es keine öffentlichen Verkehrsmittel nach Süden. Wir mussten also schauen, dass wir einen LKW-Fahrer fanden, der uns in diese Richtung mitnehmen würde. Wir blieben dann für mindestens drei Wochen in Ghardaia, bis uns jemand für wenig Geld nach El Golea, der nächsten Station, mitnahm. Dort saßen wir erst mal wieder fest und fanden niemanden, der uns billig weiter nach Süden, bis ins Hoggar-Gebirge, mitnehmen würde. Es gab dort nur offizielle Transportmittel. Daher habe ich in El Golea eine meiner Kameras an einen Hotelangestellten verkauft. Die Franzosen waren ganz verrückt auf deutsche Fotoapparate, für meine Voigtländer bekam ich einen sehr guten Preis. Damit konnten wir uns die offiziellen Tickets kaufen und reisten weiter bis Tamanrasset.

Tamanrasset ist der Verwaltungsort für das Hoggar-Gebiet. Mein Ziel ist es ja gewesen, bis zu den Tuareg zu kommen und dann wollte ich auch in das Lager des Amenokal, also des regionalen Oberhauptes der Tuareg. Tamanrasset war damals noch Militärgebiet, wir wurden dort vom französischen Militär sehr unfreundlich empfangen. Der Kommandeur wollte uns nicht bleiben lassen und uns bei der nächsten Gelegenheit wieder zurück schicken. Er meinte, unser Visum für Algerien sei in Tamanrasset nicht gültig. Ich hatte jedoch ein Empfehlungsschreiben von der Universität in Wien in französischer Übersetzung dabei, mit vielen Stempeln drauf. Ich erklärte, dass im Herbst in Wien ein internationaler Kongress stattfände, auf dem wir Filmaufnahmen von den Tuareg zeigen und über sie einen Vortrag halten wollten. Wenn man uns jetzt zurückschicken würde, dann würde ich das auch den französischen Vertretern auf dem Kongress erzählen, und die würden das sicherlich nicht gutheißen. Irgendwie ließ der Kommandeur sich dadurch beeindrucken und schickte alle unsere Unterlagen nach Algier. Dort befand sich die Behörde, die für wissenschaftliche Forschungen zuständig war. Es hieß, wenn die unser Vorhaben genehmigen würde, dann könnten wir bleiben. So warteten wir erst einmal etwa zwei Wochen in Tamanrasset – die Kommunikation von Tamanrasset nach Algier war ja nicht so schnell wie heute. Einmal in der Woche ging ein Flugzeug hin und zurück und die Beamten in Algier haben unser Anliegen natürlich auch nicht sofort bearbeitet. Die Wartezeit haben wir genutzt, es gab ja auch viele Tuareg in Tamanrasset. Nach etwa zwei Wochen bekamen wir dann die Bewilligung, dass wir bleiben dürfen und auch in das Lager des Amenokal gehen könnten. Von der Militärverwaltung mieteten wir Kamele und einen Führer an. Schließlich, nach mehreren Hindernissen, konnten wir aufbrechen und zum Lager der Tuareg reisen. Das war schon eine tolle Sache!

Wie lange waren Sie dort?

Ungefähr einen Monat, vielleicht waren es auch zwei. Die Aufenthaltszeit war begrenzt, weil erstens unser Visum ablief und zweitens die Transporteure, die von Tamanrasset wieder nach Norden fuhren, im Juli wegen der großen Hitze ihre Fahrten einstellten. Wir mussten also auf jeden Fall mit dem letzten LKW, der nach Norden ging, wieder abreisen.

Wie wurden Sie im Lager der Tuareg aufgenommen?

Am Anfang sehr unfreundlich. Vor allem deshalb, weil der Amenokal nicht anwesend war. Er war verreist, es war nur seine Familie vor Ort. Sie war über unsere Ankunft überhaupt nicht erbaut. Ich erinnere mich vor allem an einen jungen Mann, der auch Französisch sprach. Er sagte, hier könnten wir nicht bleiben, sie gäben uns kein Wasser und auch sonst nichts. Wir sind aber trotzdem geblieben und dachten, es würde schon nicht so schlimm werden. Als dann nach zwei oder drei Tagen der Amenokal zurückkehrte, änderte sich die Situation. Er erlaubte uns zu bleiben und gab uns eine seiner Sklavinnen als Hausmädchen. Sie sorgte dafür, dass wir Wasser bekamen. Das musste sie von einem Brunnen holen, der ungefähr zwei oder drei Stunden entfernt lag. Von dort brachten die Frauen das Wasser zum Lager. Im Lager bekamen wir auch Kontakt mit der Mutter des Amenokal, die eine ganze wichtige Persönlichkeit ist. Auch sie war sehr nett zu uns. Zum Glück hatten wir Edith dabei; wenn wir mit ihr irgendwo auftauchten - etwa bei den Frauen, die in den Zelten saßen -, lud man uns sofort ein.

Interview vom 31.05.2008, durchgeführt am Institut für Ethnologie in Göttingen (Freigabe durch P. Fuchs am 29.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Dazu muss ich noch sagen, dass bis auf diesen jungen Mann, der uns zuerst wegschicken wollte und mit dem wir uns dann angefreundet haben, niemand Französisch sprach. Kronenberg und ich hatten in Wien versucht, die Grundbegriffe des Tamahaq, der Tuaregsprache, zu erlernen. Wir hatten im Museum einen Dozenten, der Spezialist für Berbersprachen war, Dominik Wölfel. Wir gingen jede Woche in seinen Unterricht. Allerdings haben die Tuareg kein Wort von uns verstanden, weil wir Tamahaq mit Wiener Akzent sprachen! Wölfel war ja nie in seinem Leben einem Tuareg begegnet; er kannte die Berbersprachen theoretisch hervorragend, etwa die Grammatik, aber von der Aussprache hatte er keine Ahnung. So hat er uns das eben so gelehrt, wie er es aussprach. Die Tuareg guckten uns natürlich groß an: Was sprechen die eigentlich für eine Sprache? Es dauerte etwas, bis wir dahinter kamen, wie man das richtig ausspricht. Aber es hat ihnen schon gefallen, wenn wir wenigstens ein bisschen Tamahaq sprachen.

Lassen Sie uns noch einmal zurück nach Wien kommen. Sie promovierten '54, habilitierten sich dann aber 1968 in Göttingen.

Nach unserer Rückkehr aus Afrika war ich plötzlich ein berühmter Mann in Wien. Das gab es überhaupt nicht, dass jemand nach Afrika reiste, dass jemand in die Sahara zu den Tuareg reiste! Also waren wir eine Sensation, die Zeitungen schrieben über uns und publizierten Fotos, die ich gemacht hatte. Ich sollte auch ein Buch über die Reise schreiben. In München gab es eine Agentur, die Vorträge vermittelte und man war daran interessiert, dass ich in Deutschland über die Reise berichtete. So hielt ich zuerst in Österreich Vorträge, und habe dann in Deutschland und in der Schweiz richtige Vortragstourneen gemacht. Wochenlang war ich unterwegs, jeden Tag an einem anderen Ort. Dann kam mein Buch heraus, »Im Land der verschleierte Männer«³. Es war eine Art Reisebuch, so nannte man das damals. Es war ein großer Erfolg und wurde in fünf Sprachen übersetzt.

Damit war dann auch völlig klar, dass ich beruflich auf jeden Fall in Richtung Ethnologie gehen würde. Außerdem hatte ich schon ein Dissertationsthema, über den »Totemismus der Niloten« und dafür auch schon einiges vorgearbeitet. Dann habe ich '54 promoviert und bin seither vor allem in Deutschland gewesen. Die ganze Verlagssache habe ich aus familiären Gründen aufgegeben und mich in Deutschland als freiberuflicher Ethnologe etabliert. Zehn Jahre lang war ich dann freiberuflicher Ethnologe.

Wo haben Sie in Deutschland gewohnt?

Zuerst in München, wo meine Schwester lebte; auch die Vortragsagentur befand sich dort. Mit den Vorträgen verdiente ich relativ viel Geld. Durch den Bucherfolg entstanden Kontakte zu allen möglichen Presseleuten, zu Kulturzeitschriften und Zeitschriften, beispielsweise Westermanns Monatshefte oder Kosmos.

In den zehn Jahren als freiberuflicher Ethnologe habe ich immer auch wissenschaftliche Arbeiten geschrieben, obwohl ich eigentlich nicht an die Universität gehen wollte. Ich wollte auch nicht an ein Museum gehen. Ich wollte vor allem in wissenschaftlichen Journalen publizieren und bin auf Tagungen gefahren. Mit den Ergebnissen der zweiten Saharareise - 1955 nach Tibesti, 1956 nach Ennedi - habe ich auch eine Monographie veröffentlicht: »Die Völker der Südostsahara«⁴. Auf diesen Reisen habe ich umfangreiche Feldforschungen gemacht.

In Deutschland kannte man mich also. Ich nahm Kontakt zum Institut für den wissenschaftlichen Film (IWF) hier in Göttingen auf, denn ich hatte ja Filmaufnahmen gemacht. Die habe ich auch bei meinen Vorträgen verwendet, als so genannte Vortragsfilme. Das heißt, der Film, der ja keinen Ton hatte, lief ab und ich sprach dazu. Diese Vorträge kamen sehr gut an. Mit dem, was ich da erwirtschaftet hatte, konnte ich spätere Unternehmungen finanzieren. Zudem war das IWF sehr an meinem Filmmaterial interessiert. Ich kam oft zu Tagungen nach Göttingen und sie haben meine Filme auch angekauft. Ich hatte eine enge Beziehung zu Herrn Spannaus, der damals Ordinarius in Göttingen war und vorher im IWF gearbeitet hatte. 1959 war ich noch einmal ein Jahr lang in Afrika und habe dort verschiedene Projekte gemacht.

Es gab einige Ethnien im Tschad, die mich besonders interessierten: In Kanem die so genannten Haddad, Klane von Handwerkern, die in der Gegend von N'Gouri eine eigene Ethnie bilden, über die bereits Gustav Nachtigal berichtete. Nach einem längeren Aufenthalt in N'Gouri und einer Exkursion zu den Buduma im nordöstlichen Inselarchipel des Tschadsees führte die Reise nach Osten zu den Hadjerai im zentralen Tschad. Die Vielfalt der Hadjerai-Kulturen hat mich außerordentlich beeindruckt und ich begann ein umfangreiches Forschungsprojekt zu entwerfen, das auf einen längeren Zeitraum angelegt war. Vorher wollte ich noch eine andere Frage klären, die mich im Zusammenhang mit meinen Forschungen in Tibesti und Borku beschäftigte: Gibt es eine Verbindung der Kara, die im tschadischen Bahr el Ghazal leben und den Kara im Nordosten der Zentralafrikanischen Republik? Um zu klären, ob es sich um die gleiche Ethnie handelt, oder nur um eine zufällige Namensgleichheit, musste ich etwa sechshundert Kilometer weit nach Südosten reisen. Ich hatte kein eigenes Fahrzeug, deshalb fuhr ich als Passagier mit mobilen Händlern, die mit ihren

³ Peter Fuchs, Im Land der verschleierte Männer, Amandus Verlag, Wien, 1953.

⁴ Peter Fuchs, Die Völker der Südost-Sahara. Tibesti, Borku, Ennedi, Braumüller Verlag, Wien, 1961.

meist altersschwachen und immer überladenen Lastwagen von Marktplatz zu Marktplatz unterwegs waren. Teilweise ritt ich auch zu Pferd oder ging zu Fuß mit einheimischen Trägern für mein Gepäck bis nach Birao, dem Siedlungsgebiet der Kara. Die Kara waren sehr aufgeschlossen und gastfreundlich. Sie fühlten sich geehrt, dass ich mich für ihre Geschichte interessierte. Ich erhielt eine Fülle interessanter Informationen, allerdings mit dem Ergebnis, dass es keinen Zusammenhang mit den Kara des Tschad gibt. Ich setzte meine Exkursion nach Osten fort, in den Sudan, bis in das Gebiet der Dinka am Bahr el Arab und gelangte südlich bis nach Wau am Weißen Nil. Ich erlebte einen unvergesslichen Monat bei den Dinka, trotz großer Schwierigkeiten mit den Behörden, die schließlich zu meiner Verhaftung und Ausweisung aus der Südprovinz führten. Ich kehrte in den Tschad zurück und begann das geplante Hadjerai-Projekt bei den Djonkor Gera am Gera-Massiv. Ende 1959 war ich wieder in Österreich und Deutschland. Ich hatte erhebliche Schulden, da ich die Reise zum großen Teil mit einem Kredit finanzierte, der dann fällig wurde. Ab 1963 wurde ich von der DFG finanziert. Der Referent war damals Herr Treue, er hatte schon von mir gehört. Treue bot mir an, meine Reisen zu finanzieren und mir im Anschluss daran eventuell ein Stipendium zu besorgen. So fuhr ich 1963 wieder nach Afrika. Für meine Begriffe war ich bestens ausgerüstet: Ich hatte einen Landrover und eine umfangreiche Filmausrüstung vom IWF. Auch verfügte ich über genug Geld, um alle Kosten zu decken. Ab diesem Zeitpunkt war ich mehr oder weniger finanziert von der DFG. 1963/64 war ich vor allem im Tschad und habe dort mit den Hadjerai gearbeitet. Daraus wurde einer meiner Forschungsschwerpunkte und auch meine Habilitationsschrift.

Das ist natürlich ein sehr ungewöhnlicher Lebensweg als Ethnologe, auch mit Blick auf die DFG- Finanzierung ohne eine Anstellung an der Universität.

1964 bekam ich von Herrn Spannaus das Angebot, nach Göttingen zu kommen. Durch den Wechsel von Herrn Urban auf die Stelle des Kustos der Sammlung war die Assistentenstelle frei geworden – diese bot er mir an. Ich war mit meinen Überlegungen so weit gekommen, dass ich mir sagte, meine Zukunft könne eigentlich nur an der Universität sein. Als Freischaffender kam ich zwar finanziell gut über die Runden, aber die Zeiten hatten sich geändert. Das Fernsehen kam auf und mir wurde klar, dass es mit den Vorträgen eines Tages nicht mehr so laufen wird. Ich stieg zwar auch beim Fernsehen ein, sah aber, dass es für mich langfristig nicht befriedigend sein würde. Ich wollte in den engeren Wissenschaftsbetrieb wechseln.

Dieses Angebot hier in Göttingen kam für mich völlig überraschend. Ich nahm es an, obwohl ich der Meinung war, dass ich für eine Assistentenstelle überqualifiziert war. Aber es war ein geeigneter Einstieg in die Universität.

War die Assistentenstelle in Göttingen befristet?

Ja sicher, die Stellen waren alle befristet. Aber ich hatte von Herrn Spannaus von Anfang an die Option für eine Habilitation.

Was war Spannaus für eine Person? Wie muss man ihn sich vorstellen?

Für mich war Herr Spannaus ein typischer Niedersachse. Er stammte aus einem großbürgerlichen Haus, einer sehr angesehenen Familie in Northeim. Er hatte seine Ausbildung hauptsächlich in Leipzig bei Weule erhalten. Er war als Afrikanist bekannt und bekam hier den Lehrstuhl in der Nachfolge von Plischke. Mit Spannaus ließ es sich außerordentlich angenehm zusammenarbeiten. Er war eine ganz integere, menschlich angenehme Person. Hier am Institut ging es richtig familiär zu: Die Seminare führten wir im Vorraum der Bibliothek durch, damals kamen vielleicht zehn Leute. An den Vorlesungen nahmen noch die Nebenfächler teil, dann waren es insgesamt vielleicht zwanzig Studierende.

Gab es noch anderes Personal?

Ja es gab noch den Kustos, Herrn Urban. Er war für die Sammlung zuständig und hat nach Bedarf für die Studierenden Übungen in der Sammlung durchgeführt.

Sie haben ja eine langjährige Erfahrung im Fach, von den Vierzigern bis heute. Gibt es etwas, was Ihrer Meinung nach den Kernbestand der Ethnologie über die Zeiten hinweg kennzeichnet?

Da gibt es mehrere Punkte. Wenn mich ein Ausländer fragen würde, was denn das Charakteristikum der deutschen Ethnologie sei, dann würde ich sagen: der diachronische Ansatz. Da ist natürlich vieles drin, von der Ethnohistorie angefangen. Wenn man sich die Arbeiten anschaut, die von den etablierten Ethnologen und Ethnologinnen gemacht wurden, sieht man, dass der historische Gedanke immer wieder vorkommt. In meinen eigenen Arbeiten ist das auch so. Ich würde nicht sagen, dass ich ein historischer Ethnologe bin, aber es kommt immer wieder die Frage auf, wie die

Dinge zu dem wurden, was sie heute sind. Solche Dinge wie Herkunftstraditionen, Wanderungen und Ähnliches. Es hat mich immer interessiert, wie denn die Bevölkerung eines Ortes, die sich aus verschiedenen Klanen und Familien zusammensetzt, zu der jetzigen Gemeinschaft geworden ist. Und da zeigt sich immer wieder, dass es zumindest in Afrika oder im Zentral-Tschad, Einwanderungen aus verschiedensten Regionen gegeben hat, verschiedenste Herkünfte, die sich dann integriert haben und eine neue Einheit bildeten.

Die historische Perspektive ist also etwas, das ich als sehr typisch für die deutsche Ethnologie bezeichnen würde. Wobei die Einflüsse aus der britischen Sozialanthropologie und der amerikanischen Kultur-Anthropologie natürlich groß sind, das ist völlig klar. Es gibt ja auch Teile der deutschen Ethnologie, gerade jetzt in der Gegenwart, die stark Bezug nehmen auf die englische Tradition oder auf die Soziologie, zum Beispiel das Max Planck-Institut in Halle.

Häufig wird postuliert, die älteren Schulen in Deutschland - die Kulturmorphologie, die Ethnosoziologie oder die kulturhistorische Schule - gäbe es nicht mehr. Lassen sich Ihrer Meinung nach Bestandteile dieser Ansätze auch in der Gegenwart erkennen?

In Bezug auf die Kulturmorphologie fällt mir eigentlich nur die Frankfurter Schule ein.

Der historische Ansatz ist dagegen viel stärker verbreitet. Man könnte jedoch anders herum fragen: Welche Ansätze haben eigentlich in Deutschland wenig Anklang gefunden? Meiner Ansicht nach zum Beispiel der französische Strukturalismus von Lévi-Strauss. Es gibt Wenige, die sich damit beschäftigt haben, strukturalistische Forschung im eigentlichen Sinne und entsprechende Publikationen sind eher selten.

Aus anderen Bereichen gibt es wiederum sehr starke Einflüsse, mir fallen da beispielsweise die psychologischen Ansätze ein. Ein großer Teil der gegenwärtig sehr geschätzten Geschlechterforschung ist meines Erachtens Psychologie.

Was sind die theoretischen Schulen, von denen Sie geprägt wurden?

Vor allem ist es, wie gesagt, das historische Denken – das findet sich in allen meinen Arbeiten und Forschungen wieder. Ansonsten fühle ich mich in meiner ethnologischen Arbeit von keinen vorgegebenen Denkmodellen geprägt.

Was war Ihnen besonders wichtig in der Lehre?

Bei der Lehre muss ich folgende Einschränkung machen: Meine akademische Lehrerfahrung bezieht sich ausschließlich auf Göttingen. Die dortige personelle Ausstattung des Lehrangebotes war zu meiner Zeit sehr schlecht. Nachdem ich habilitiert war und zum Professor ernannt wurde, gab es praktisch nur Herrn Schlesier und mich, die Lehr- und Prüfungsbefugnis hatten. Es war völlig klar, dass wir die ganze Bandbreite des Faches unmöglich zu zweit abdecken können. Im Laufe der Jahre hat sich die Situation verändert, die Zahl der Studierenden nahm dramatisch zu – 1968 waren es schon an die zweihundert. Das steigerte sich bis auf über siebenhundert Studierende und wir bekamen noch zwei Professuren dazu. Entsprechend groß waren natürlich auch die Anforderungen an die Lehrkräfte, allein schon zeitmäßig. Wir mussten uns also sehr gut überlegen, welche Gebiete wir in der Lehre präsentieren wollten. Wir hatten folgenden Konsens: Das Erste, was ein Studierender hier lernen muss, ist es, wissenschaftlich zu arbeiten. Die meisten werden nach dem Studium wahrscheinlich nicht in der Ethnologie bleiben und dennoch wird man von ihnen erwarten, dass sie im Stande sind, ein Problem mit wissenschaftlichen Methoden zu lösen. Daher haben wir sehr viel Wert gelegt auf Seminare, in denen die Studierenden sich etwas selbst erarbeiten mussten und dabei auch lernen sollten, wie etwas präsentiert wird. Wir hatten außerdem einen Konsens darüber, dass die Studierenden einen Überblick über die Geschichte und die Methoden des Faches erhalten. Auch ältere Ansätze sollten sie zumindest kennen, denn diese stellen sich unter Umständen als sehr aktuell heraus.

Wir haben dann alle wesentlichen Richtungen und Methoden in einer Hauptvorlesung gelehrt und uns semesterweise abgewechselt. Neben der Visuellen Anthropologie - durch die Nähe zum IWF - hatten wir auch regionale Schwerpunkte, bei denen wir um unsere Kompetenzen wussten. Herr Schlesier war in Neuguinea gewesen, ich selbst war in Nord- und Zentralafrika, Frau Benzing in Äthiopien.

Nehmen Sie auch nach Ihrer Emeritierung an neueren Entwicklungen des Faches teil? Ich habe Sie auf der letztjährigen DGV-Tagung erlebt.

Ja, ich gehe immer zu den DGV-Tagungen und auch sonst oft auf Kongresse. Ich habe auch viele Beziehungen nach Frankreich, da ich immer im Ex-Kolonialgebiet der Franzosen gearbeitet habe.

Gibt es einen wichtigen Punkt, zu dem Sie sich noch äußern möchten?

Eines möchte ich im Zusammenhang mit meiner Feldforschung noch sagen. Ich werde oft gefragt: »Warum ist die

Sahara Ihr bevorzugter Forschungsbereich?« Nun, die Herausforderungen des Menschen unter extremen Umweltbedingungen, das ist das übergreifende Thema, das mich als Ethnologe am meisten interessiert. Die extremen Lebensräume sind in gewisser Weise die Laboratorien der empirischen Kulturforschung. In der Wüste müssen sämtliche materiellen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen des Lebens vom Menschen geschaffen werden, nichts ist „natürlich“, alles ist „kulturell“. Alle Möglichkeiten menschlichen Denkens und Handelns werden hier offenkundig – eine Höchstleistung menschlicher Kreativität und Anpassungsfähigkeit. Das scheinbar Unmögliche möglich zu machen, das ist die Maxime des saharischen Menschen. Unter diesem Aspekt hat das langjährige Projekt »Oasenkultur der Kanuri von Fachi« besonderen Stellenwert für meine Forschungsarbeiten.